



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Daiber, Albert: Im Lande des Kondors : Plaudereien aus Chile. 5. In der
chilenischen Cordillera

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

5. In der chilenischen Cordillera



etrachtet man die Karte von Südamerika, so fällt dem Beschauer sofort der eingezeichnete Gebirgszug auf, der den Kontinent in seiner ganzen Länge von Nord nach Süd fast parallel mit der Küste gegen den Großen Ozean hin durchzieht. Am zehnten Grade nördlicher Breite beginnt dieser große gewaltige Damm, der, vertikal gegliedert, eine Länge von nahezu tausend deutschen Meilen hat und sein Ende am Kap Horn findet, der fjordreichen Südspitze Südamerikas. Alle Klimate, vom tropischen zum subtropischen, gemäßigten und antarktischen, weist dieses riesige Kettengebirge auf. In seinem Bau sowohl als auch in seinem Namen zeigt es eine gewisse Einheit. Cordillera de los Andes ist der Name des Gebirgszuges. Cordillera ist das spanische Wort für Gebirgskette; das Wort Andes entstammt dem altperuanischen Namen Antis. Den ewigen Gesetzen der Bewegung, des Wechsels, der Veränderung ist auch die Cordillera gleich allen andern Bodenerhebungen unsers Planeten unterworfen. Sonnenlicht und Sonnenbestrahlung, Wärme mit darauffolgender starker Abkühlung, Wind, Wetter und Niederschläge nagen seit Eonen an dem Bauwerke der Anden, es langsam, fast unmerklich, aber um so sicher umformend und abtragend. Die Schichtung und der kristallinische Schiefer sind die Eigentümlichkeit im Bau der Cordillera. Die Schiefer selbst deuten auf eine verhältnismäßig junge Ablagerung. Bis heute noch sind die Meinungen über die Entstehung dieser kristallinischen Bildungen geteilt. Die beiden Ansichten hierüber, die von einer ursprünglichen kristallinischen Ausbildung und die von einer spätern Metamorphose, stehn sich noch heute schroff gegenüber. Die Vulkanzone in der Cordillera ist bedeutend, am mächtigsten entwickelt aber in der chilenischen Cordillera. Über dreißig Eruptionskegel trägt diese allein zwischen dem 30. Grad 5 Minuten und dem 43. Grad 50 Minuten südlicher Breite. Der Aconcagua, dessen vulkanische Natur durch den deutschen Forscher Güßfeldt endgiltig festgestellt worden ist, erhebt sich über 7000 Meter hoch und ist somit der höchste Vulkan der Erde. Ob dieser Riesenkegel noch aktiv ist? Diese Frage kann heute weder bejaht noch verneint werden. Tatsache ist, daß er aus Eruptivgestein besteht, und wir wollen wünschen, daß die in ihm schlummernden vulkanischen Kräfte für immer weiter schlummern. Zeitweise tätig dafür sind die Vulkane des südlichen Chiles.

Durch Erdbeben wird Chile oft und viel heimgesucht. Glücklicherweise ist der Schaden meist sehr gering. Schlimmer dagegen ist die Panik, die sich der meisten Leute bemächtigt, wenn die Erde, das Sinnbild des Starren, Unbeweg-

lichen und Dauerhaften, zu wanken beginnt. Ich selbst habe während meines Aufenthaltes in Chile eine Menge leichter wie schwerer Erdstöße erlebt. Sie kamen meist in der Richtung von Osten nach Westen, und ihre Stöße, diese Produkte vulkanischer Tätigkeit, machten oftmals den Boden ganz gehörig erzittern. Lebhaft kann ich mich noch des Eindrucks erinnern, den der erste gewaltige Stoß, von unterirdischem donnerartigem Rollen begleitet, in mir hervorrief: ein fremdes Gefühl der Unsicherheit ist es, das einen lange Zeit gefangen hält. Man traut gewissermaßen dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche dieser Erscheinung äußert sich ja auch bei Tieren, die ihrer Unbehaglichkeit durch laute Unruhe Ausdruck geben. Aber man gewöhnt sich in Chile schließlich an die häufigen Erdbeben, die, wie es scheint, nur in langen Zeiträumen einmal wirklich verderbenbringend auftreten.

In der vulkanischen Region der Cordillera liegen mancherlei heiße Quellen: Fumarolen, Mofetten und Solfataren. Besonders berühmt und in Chile angesehen sind die Bäder von Canquenes, 766 Meter über dem Meere und nicht weit von Santiago. Diese Bäder geben eine höchst interessante Sammlung aller nur möglichen Arten von Mineralquellen, die trotz der unmittelbarsten Nähe unter sich selbst wieder die verschiedensten Temperaturen aufweisen. Diese Erscheinung spricht am besten für die in der Cordillera bestehenden merkwürdigen Verhältnisse wie auch für die geologischen Verwerfungen. Die geologischen Kenntnisse über die chilenische Cordillera sind noch recht dürftig. Der Chilene selbst liebt nicht allzu große Anstrengung auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung. Sa wenn das Wissen möglichst rasch in klingende Münze umgesetzt werden kann, dann liegt die Sache anders; so aber interessiert den Chilenen seine Gebirgswelt nur in bezug auf ein möglichst leichtes Auffinden von Erzgruben. Für den Fremden selbst sind wissenschaftliche Reisen in der Cordillera de los Andes ebenso mühselig als kostspielig. Immerhin verdanken wir den Reisen fremder Forscher in Chile viele wertvolle Aufklärungen über die Geologie, über die Fauna und die Flora des Landes. Allgemeineres Interesse dürften mithin auch folgende geologische Daten finden: Die höchste Erhöhung der Cordillera de los Andes zwischen Chile und Argentinien ist der schon erwähnte Aconcagua. Seine gewaltige Pyramide streckt er, ähnlich dem Matterhorn, in stolzer Isoliertheit gen Himmel. Die östlich von der Wasserscheide liegende Längsachse besteht hauptsächlich aus Graniten und Quarzporphyren. Mächtig entwickelte Sedimente lagern sich daran im Westen. Die älteste dieser Sedimentlagen dürfte der sekundären oder mesozoischen Formation zugerechnet werden. Sie enthält Kalk, Gips, Salz, Kohle; außerdem finden sich in ihr Kupfer-, Blei-, Eisen- und Zinkerze. Von Norden nach Süden, fast durch ganz Chile, zieht eine jurassische und kretazeische Zone. Neben rotem Sandstein und Gips spielen hier Kalksteine die vorherrschende Rolle. Große Teile der Sedimente sind von jüngerm Eruptivgestein bedeckt. Alle Schichten des Jura, vom Lias, dem untern schwarzen Jura, dem folgenden Gryphitenkalk, dem bituminösen Schiefer, dem mittlern oder roten Jura (Dogger) bis hinauf zum obern oder weißen Jura (Malm) sind vertreten. Die sich hier findenden Petrefakten stehn in auffallender Übereinstimmung mit denen desselben Gebirgs-

baues in Europa. Die Kreide liegt meist auf dem Jura. Sie ist verschieden gefärbt, von mannigfachem petrographischem Charakter.

Die Tertiärformation ist hauptsächlich im Süden, um Concepcion herum, entwickelt. In ihr finden sich Braunkohlen. Auf den Sedimenten der mesolithischen und kämolithischen Formation bauen sich in der Hochcordillera die Vulkane auf, von denen noch verschiedne tätig sind. Eruptivgestein, hauptsächlich Basalt und Trachyt, ist es also auch, das den ganzen Steilabhang der Cordillera de los Andes gegen Chile hin bildet. Man faßt es unter dem Namen der Andesitformation zusammen. Diese hat eine enorme Mächtigkeit, bis zu fünftausend Metern. Die Küstencordillera (Cordillera de la costa) verläuft von Nord nach Süd, meist parallel zur Hochcordillera. Die höchste Erhebung ist hier der Cerro de Limon verde (3470 Meter). Dieses Gebirge setzt sich aus wesentlich ältern Gesteinen zusammen als die Hochcordillera und besteht besonders aus kristallinischen Schiefen, Quarziten, Gneisen, ältern Porphyren und Graniten. Hier finden sich auch Erze aller Art: Gold, Silber, Eisen, Mangan, vor allem aber Kupfer in großen Mengen, und dieser Umstand hat Chile den Ruf eingebracht, eins der ersten Kupferländer der Erde zu sein.

Auch in Chile sind heute, wie in Europa, Bergtouren leichter auszuführen als früher. Das Dampfroß bringt den Touristen leicht, bequem und rasch weit hinauf in die Nähe des Concagua oder Uspallatapasses, nördlich von Santiago, oder südlich nach Puente alto an den Eingang in das Maiputal, mit dem Portillopaß im Hintergrund als Abschluß. Beide Pässe führen über die Anden hinüber nach Argentinien. Der Uspallatapaß ist der von dem Verkehr am meisten bevorzugte. Die schon längst projektierte Bahn über diesen Paß, die endliche Zusammenschmelzung der chilenischen Linie mit der argentinischen, wird jetzt zur Tatsache, nachdem ein englisches Konsortium die chilenische Bauverpflichtung im letzten Jahr übernommen hat. Dann werden später auch im Winter — bisher nur im Sommer — Passagiere wie Post über den etwa viertausend Meter hohen Paß befördert werden.

Mein bescheidenes Reiseziel war das Maiputal. An einem klaren, schönen Herbstmorgen voll warmen Sonnenscheins und mit tiefblauem, wolkenlosem Himmel war ich unterwegs nach Puente alto. Die Bahn, die von Santiago dorthin führt, ist Privateigentum. Ihr Material ist höchst dürftig. Immerhin gewährt die kleine Fahrt auf der Ebene von Santiago mancherlei Reize. Fruchtbare, gartenartig angebaute Landstriche wechseln in bunter Reihe mit ausgebrannten, verschieden gefärbten Bodenflächen. Tätigkeit auf der einen, Verlotterung und Faulheit auf der andern Seite! Ernst und stolz in majestätischer Ruhe begrenzt die Hochcordillera diese Ebene. Eine Unmasse von Staub liegt um diese Jahreszeit auf den chilenischen Landstraßen. Seit Monaten ohne nennenswerte Niederschläge, sind diese entsetzlich verwahrlosten Wege in einem Zustande, der das Reisen sehr unangenehm macht: im Sommer ist hier ein Staub, der die Atmungsorgane bis zur drohenden Erstickung belästigt, und im Winter sind hier Sümpfe, Moräste, in denen man einfach stecken bleibt. So waren wir förmlich in Staubwolken eingehüllt, als wir von Puente alto, einem dorfsähnlichen Orte, dem Maipu zustrebten. Ja die durch die Hufe unsrer

Pferde aufgewirbelten Staubwolken waren manchmal so dicht, daß wir uns gegenseitig nicht mehr zu unterscheiden vermochten. Das Unglück wollte, daß ich auch noch in eine Viehherde hineingeriet. Hunderte von Ochsen, Kühen und Kindern galoppierten um die Wette mit meinem Pferde, zu ihrem größten Vergnügen, aber zu meinem grimmigsten Verdruß. Doch der Klügere gibt nach. Ich hielt an und ließ die wilde Schar vorbeirennen. Bis sich die gewaltige Staubwolke völlig verzogen hatte, hatte ich Muße, Betrachtungen über die geradezu fabelhaften Verwüstungen anzustellen, die hier herum der Brombeerstrauch (*Rubus fruticosus*) angerichtet hatte. Dieser Wucherer hatte einer Menge Bäume Licht und Luft geraubt und sie dadurch zum Absterben gebracht. An den größten Bäumen war er hinaufgeklettert. Von diesen fiel er, einer mächtigen Guirlande gleich, wieder herunter auf den Boden, wucherte dort als hohe, breite Masse weiter und begann am nächsten Baume das verderbliche Spiel von neuem. Wer Chile den Brombeerstrauch gebracht hat — er wurde von Europa importiert —, hat unwissentlich dem Lande einen ungeheuern Schaden zugefügt. In dem subtropischen Klima hat er sich in einer Weise entwickelt, daß er allen Versuchen gründlicher Ausrottung spottet.

Näher kamen wir dem Maiputale. Rechts und links am Wege stießen wir auf menschliche Behausungen. Ich muß gestehn, daß ich nicht geglaubt hätte, solche erbärmliche Ranchos in Chile anzutreffen, wie ich sie hier sehen mußte. Dagegen waren ja die Hütten der Papuas auf Neuguinea besser! Aber überall trat mir bei den Bewohnern dieser erbärmlichen Nester eine solche behagliche Selbstzufriedenheit, ja eine gewisse Fröhlichkeit entgegen, daß mein anfängliches Bedauern mit ihrer Lage aufrichtigem Erstaunen wich. Diese Leute wollen ja kein andres, kein besseres Leben, als das, das sie führen. Wozu auch viele Arbeit da, wo die Erlangung der geringen Existenzbedürfnisse so leicht ist? Süßes Nichtstun, das Leben als Freiherr in subtropischer Natur sagt dem chilenischen Landbewohner mehr zu als körperliche Anstrengung. Im Grunde genommen sind auch die Leute, weil bedürfnislos, glücklich und — beneidenswert.

Viele Kupferminen liegen im Tale des Maipu. Ochsenespanne mit ihren Karren auf zwei mächtigen Holzrädern, gelenkt durch die außerordentlich lange Stange des zu Fuß nebenher gehenden Führers, brachten schneckenartig langsam Kohlen und Koks hinauf in die Schmelzen oder führten gewichtige Kupferbarren herunter, Puente alto zu. Hohe, öde Berge sind es, die das Tal von beiden Seiten bei seinem Eintritt in die Cordillera de los Andes begrenzen. Der Maipu macht sich schon von ferne durch sein Rauschen und Brausen bemerkbar. Jetzt liegt er da zu meinen Füßen. Es ist ein richtiger Bergstrom, voll Troß und Kraft, der da unter mir seine schlammfarbigen Wasser mit lautem Geräusch durch sein tief ausgefressenes Bett wälzt. Ich suchte bei der Betrachtung des Flusses wie des ganzen Landschaftsbildes, das sich mir hier beim Einzug in die Cordillera entrollte, in meiner Erinnerung nach einem ähnlichen Bilde. Es wollte mir lange nichts einfallen, so sonderbar neu, so ganz anders war hier alles, als das, was ich bisher gesehen hatte. Da tauchte vor meinem innern Auge das Rhonetal in der Nähe von Martigny auf: eine schwache Ähnlichkeit damit konnte ich feststellen. Ich erinnerte mich auch der Worte Darwins, die

er beim Anblick des Maipu seinerzeit niederschrieb: „Durch das Getöse des brausenden Wassers hörte man auf das deutlichste in der Entfernung das von den Steinen verursachte Geräusch, wenn sie übereinander rollten. Dieses rasselnde Geräusch kann man Tag und Nacht längs des ganzen Stromlaufes hören. Der Klang tönt beredt in die Ohren des Geologen. Die tausend und aber-tausend Steine, die aneinanderschlagend den einen dumpfen, gleichförmigen Ton hervorbrachten, trieben alle in einer Richtung dahin. Wie mit der Zeit, wo die hingleitende Minute unwiederbringlich verloren ist, so ist es mit den Steinen: der Ozean ist ihre Ewigkeit, und jeder Ton jener wilden Musik spricht von einem Schritte weiter ihrer Bestimmung entgegen. Der Geist kann nur langsam eine Wirkung erfassen, die durch eine oft sich wiederholende Ursache erzeugt wird, daß selbst der Multiplikator keine bestimmtere Vorstellung davon hervorruft, als der Wilde damit verbindet, wenn er auf die Haare seines Kopfes deutet. So oft ich auch Schichten von Schlamm, Sand und Gerölle gesehen habe, die zu der Dicke von vielen tausend Fuß angehäuft waren, war ich doch geneigt, zu behaupten, daß vermittelnde Ursachen, wie die jetzigen Flüsse und Küsten, niemals solche Massen niedersenkten und hervorbringen konnten. Wenn ich aber auf der andern Seite auf das rasselnde Geräusch dieser Ströme horchte und mir vergegenwärtigte, daß ganze Tierrassen vom Angesicht der Erde verschwunden sind, und die Zeit erwog, in der Tag für Tag diese Steine dahinrollten, so drängte sich mir die Frage auf, kann irgendein Berg, ein Kontinent einer solchen abnützenden Tätigkeit auf die Dauer widerstehn?“

Ich selbst fand den Maipu für seine Abstammung aus einem der höchsten Gebirge der Welt wie auch den Mapocho (bei Santiago) und den Aconcaguafluß nicht mächtig genug. Woher sie wohl kommen mag, diese relative Dürftigkeit der Wassermassen der Hauptflüsse Mittelschiles? Sehr wahrscheinlich daher, daß in der mittlern Cordillera trotz ihren hohen Bergen nicht so massenhaft Schnee liegt, wie zum Beispiel in unsern Alpen. Deshalb kann auch nicht so viel abgeschmolzener Schnee als Wasser zu Tal herunterkommen. Wir waren im Herbst. Möglich, daß noch kein Neuschnee gefallen war, immerhin war mir auffällig, wie die Tausende von Metern hohen Berge, die sich mir da mehr und mehr zeigten (Maipu zum Beispiel über 5900 Meter!), ein relativ sehr mageres Schneegewand trugen, das nicht nur auf Rechnung der Jahreszeit gesetzt werden konnte.

Gegen Mittag wollten wir am Maipu einen kurzen Augenblick rasten. Durch einen kleinen Weiler führte die Straße. Ein größeres, in der bekannten altspanischen Weise gebautes Haus, mit gartenartig angelegtem Hofe in der Mitte, verriet die Wohlhabenheit seines Besitzers. Vor dem Hause kauerte eine Reihe Inquilinos auf dem Boden, eine Art von Halbleibeignen des Gutbesitzers. Mit großen Messern schälten sie Wassermelonen aus, die sie mit Brot verzehrten. Ich trat in den Hof des Hauses, um mir einige Auskunft zu erbitten. Sie wurde mir in höflichster Weise gegeben. Ich dankte und ging. Inzwischen mußte der Bursche seinem im Hause anwesenden Herrn gemeldet haben, daß ein fremder Caballero im Hofe gewesen sei; denn kaum war ich etwa fünfzig Meter vom Hause entfernt, als unsrer kleinen Kavalkade einer der Melonenesser mit

lautem Geschrei, in der einen Hand ein großes Stück Melone, in der andern das blanke Messer, nachgestürzt kam. Im ersten Augenblick war ich stußig, und unwillkürlich fühlte die Rechte nach dem Revolver in der Tasche. Wir ließen den Mann herankommen. „Der Patron (Herr und Eigentümer des Hauses) läßt sich entschuldigen, daß er den Caballero nicht gleich selbst empfangen hat, und bittet um die Ehre, das Frühstück mit ihm einnehmen zu wollen,“ feuchte der sonderbare Bote. Aber des Lebens Weisheit besteht vielfach im Verzicht: so lehnte ich höflich dankend ab, und etwas enttäuscht über diese Antwort trottete der Inquilino wieder dem Hause zu. Ich aber notierte mir diese Höflichkeit und Gastfreundschaft des Chilenen. Sie bestätigte mir von neuem wieder, was ich seit meiner Ankunft in dem Lande des Kondors nun schon so oft beobachten konnte, daß jedem Chilenen mehr oder weniger etwas chevalereskes angeboren ist, und daß in dieser Richtung ein starker Gegensatz besteht zu derselben Klasse von Leuten in den meisten andern Ländern.

Fruchtbar ist das Maipital, aber auch hier gibt es wie in der Ebne große Strecken brachliegenden Bodens, die bei der Bearbeitung reiche Erträge liefern würden.

Langsam steigen wir talaufwärts. Wir ziehn durch Ortschaften von wenig einladendem Charakter. Näher und näher treten die Bergriesen. Überall nacktes, ausgebranntes Gestein sedimentärer Herkunft. Ein rötlicher Farbenton geht von diesen Felsmassen aus; es ist, als ob sie durch das Licht der Sonne die Fähigkeit des Leuchtens erhalten hätten. Ähnliche wunderbare purpurrötliche Farbtöne beobachtete ich auch schon in den Ausläufern des Atlasgebirges gegen die Sahara zu. Trotz dem imposanten Gebirgsbilde, das sich von Augenblick zu Augenblick mehr vor meinen Augen entrollte, muß die Cordillera vor der Schönheit, dem Liebreiz unsrer Alpen doch zurücktreten. In ihr strebt alles ins Ungemessene, Gigantische; tiefer, schwermütiger Ernst geht von ihr auch auf den empfindsamen Menschen über. Aber noch wunderbarer als unten im Tale ist in der Höhe die Klarheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre. Hoch oben in den Lüften kreisen wie bewegliche dunkle Punkte einzelne Vögel. Ob es Kondore sind, vermag ich nicht zu unterscheiden, so weit entfernt sind sie. Sie bringen ein gewisses Leben in die nur durch das Rauschen des ferne fließenden Stromes unterbrochne Stille der unbelebten, gewaltigen Gebirgswelt der Anden. Gletscher, wie wir sie in unsern Alpen antreffen, sind in diesen mittlern Regionen der Cordillera nur schwach entwickelt. Die Ursache mag in der großen Trockenheit des Klimas liegen. Im Süden Chiles dagegen, wo Regen und Schneefälle sehr häufig sind, ist auch, wie zum Beispiel in der Magalhaensstraße, die Gletscherbildung überaus stark. Dort tauchen die Gletscher sogar mit ihrem Fuße ins Meer.

Höher und höher führt der Weg. In dem Maße der Steigung nehmen auch die menschlichen Behausungen mehr und mehr ab; die an und für sich schon dürftige Vegetation wird noch dürftiger, und die spärlichen Repräsentanten der Flora zeigen alpinen Charakter. Gegen Abend sind wir etwa dreitausend Meter hoch gekommen. Auffallend schön und für diese Jahreszeit noch ungewöhnlich warm war der nun langsam zu Ende gehende Tag.

Während meine Begleitung in einem nahen ranchoartigen Hause Unterkunft gefunden hat und mit der Zubereitung eines frugalen Imbisses beschäftigt ist, lasse ich auf mich allein nochmals die Hoheit der Gebirgswelt einwirken. Die Sonne ist untergegangen. Tief im Westen, da wo der Pacific in nimmer-ruhendem Spiele seine dunkelblauen Wogen gegen die Küste wirft, ist der Himmel tief orangerot gefärbt. Für kurze Zeit noch erstrahlen die Spitzen der Berge, die sich in der klaren Luft des Abends doppelt scharf abheben, in satten, roten Farbentönen. Die wild zerrissenen Felsmassen streben trotzig empor gegen den klaren, wunderbar blauen Himmel. Dann verblassen mehr und mehr die satten, goldnen Farben am westlichen Horizonte. Leichte Nebel, duftigen, weißen Schleiern gleich, wallen aus den Tälern. Wie mattes Silber glänzt der Schnee der Gebirge in dem Licht des langsam von der argentinischen Seite heraufsteigenden Mondes. In der erhabnen Ruhe der Natur, fern von dem hastenden, so wenig anmutenden Getriebe der Menschen tief unter mir, lösten sich auch bei mir ruhige Gedanken aus. Es ist ein Gefühl der Andacht, das mich bewegt. Und angesichts der vielen, am Himmel nach und nach aufflammenden, bei der Durchsichtigkeit der Atmosphäre doppelt hell strahlenden fernen Sonnen kommt es wie eine Offenbarung der Unendlichkeit, der Unbegrenztheit des Weltalls über mich, und die Wichtigkeit des eignen Ichs tritt mir deutlich vor Augen. Diese Empfindungen machen für mich die Augenblicke hoch oben in der chilenischen Cordillera zu wirklich weisevollen, unvergeßlichen. Lange saß ich noch da am Wege, verloren in das traumhaft Schöne der nächtlichen Szenerie. Dann aber wurde es kühl und kühl, und ich suchte meinen Wigwam auf.

Am andern Morgen in der Frühe brachen wir auf; es galt aus der Cordillera zu scheiden. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich, wieder im Sattel, meine Blicke abschiednehmend noch einmal auf der mich umgebenden großartigen Gebirgswelt ruhen ließ. Ein roter Streifen im Osten kündete den nahenden Tag. Bald darauf stieg die Sonne, diese Urquelle aller Kraft und allen Lebens, einer riesigen Feuerkugel gleich über die Hochcordillera, mit goldnem Licht Berge und Täler überflutend. Sonnenuntergang und Sonnenaufgang, diese uralten und doch ewig schönen Erscheinungen der Natur, nahm ich als die farbenprächtigsten Erinnerungen aus der Cordillera de los Andes mit mir.

6. Aus dem chilenischen Volksleben

Der größere Teil des heutigen chilenischen Volks ist spanischen Ursprungs. Darum begegnen wir in Chile, im Gegensatz zu andern südamerikanischen Ländern, einer relativ rein erhaltenen eingeseßenen Rasse. Allerdings ist die Mischung mit indianischem Blute hier und da unverkennbar; namentlich in den untern Klassen der Bevölkerung treten uns die Spuren dieser Mischung, wenn auch schon in langsamem Verschwinden begriffen, so doch immerhin noch deutlich erkennbar entgegen: dunkle, gelbbraune Hautfarbe, blizende, schwarze Augen, stärker hervortretende Backenknochen, niedere Stirn, straffes, tiefschwarzes Haar und etwas rohe Gesichtszüge bei schlanker, geschmeidiger, wohlproportionierter Gestalt beider Geschlechter, das sind noch die Zeichen spanisch-indianischer Kreuzung. Im all-

gemeinen aber gleicht das chilenische Volk einem südeuropäischen. Unter den Männern begegnet man auffallend vielen kraftvollen Gestalten, die schwarzhaarig und schwarzbärtig keinen übeln Eindruck machen.

Die Frau des Volks, ebenfalls mit dichtem, schwarzem, etwas längerem Kopfsaar, weiß sich mit einer gewissen angeborenen Gefälligkeit zu tragen und zu bewegen. Sie entwickelt sich sehr früh, altert aber rasch. Entschieden ist hier die Frau in des Wortes vollster Bedeutung die bessere Hälfte des Mannes, der gewöhnlich stark raucht, trinkt, spielt, während die Frau arbeitet und erwirbt. Überhaupt ist die Chilenin aller Klassen sehr bildsam und anpassungsfähig. Aus ihr kann gute Behandlung das hingebendste, opferwilligste Weib oder umgekehrt die gemeinste Megäre machen. Dicht nebeneinander schlummern in ihr das Gute wie das Böse. Intelligent aber sind beide Geschlechter, viel intelligenter, anstelliger als unsre Leute zuhause. Würde diese Intelligenz, die ich oft genug kennen zu lernen Gelegenheit hatte, durch Ausdauer und zielbewußtes Vornwärtstreben unterstützt, so würden die zahlreichen Ausländer in Chile nicht in dem Maße Erfolg haben, wie es tatsächlich der Fall ist.

Früher „soll“ es mit dem Fleiße der Bevölkerung besser bestellt gewesen sein als heute. Das mag sein. Der Krieg gegen Peru und Bolivia, der Chile die reichen Salpeterlager des Nordens einbrachte und damit auch heute noch dem Staatsbeutel ungeheure jährliche Einnahmen mühelos zuführt, hat korrumpierend auf alle Teile des Volks gewirkt, und es ist mehr oder weniger der ernstesten Arbeit, dieser Bedingung für die Gesundheit jeder Nation, entwöhnt. Es ist wirklich schade, daß die Chilenen, unstreitig einst die beste Rasse unter den übrigen sehr gemischten südamerikanischen Völkern, langsam aber stetig sinken.

Auffallend im nationalen Leben der Chilenen ist eine unglaubliche Pußsucht. Ihr frönen alle Kreise, auch wenn nur noch die bescheidensten Mittel vorhanden sind. Nur nach außen etwas scheinen, etwas gelten, auch wenn man sich zuhause in der defektesten Wäsche und Kleidung, in Schmutz bewegen und unter Umständen sogar hungern muß! Sehr oft muß aber auch das Haupt der Familie zu deren Unterhalt in den Staatsbeutel greifen, falls seine Stellung es in dessen Nähe gebracht hat. Die Eitelkeit der Frauen der bessern Stände ist, angeregt durch den übertriebenen Luxus vieler europäischer Damen, so groß, daß sie den vernünftigen Menschen geradezu anwidert. Es scheint, als treibe die Mode in Santiago und Valparaiso ihre tollsten Auswüchse.

Die Trachten des Volks werden, den schwarzen Manto der Frauen ausgenommen, immer mehr aus den Städten vertrieben, und man findet sie fast nur noch auf dem Lande. Der Poncho des Mannes ist überall in Südamerika zuhause. Sehr interessant aber ist der von den Frauen der untern Stände als ständige Tracht getragene schwarze Manto. Es ist dieses ein großes, schleierartiges Tuch, das, kunstvoll um den Kopf geschlungen, über die Brust herabfällt und nur das Gesicht freiläßt. Obwohl den Oberkörper völlig bedeckend, läßt er doch dessen Formen deutlich erkennen. Auch der Rock ist schwarz, und das Ganze gewährt einen eigentümlich hübschen Anblick. Es ist das Verdienst der Kirche, daß der Manto auch bei der sogenannten vornehmen Dame noch Geltung hat. Nur im Manto darf die Chilenin zum Gottesdienst kommen,

und da sie eine eifrige Katholikin ist, kann man alle Frauen, hoch und niedrig, täglich während der Vormittagsstunden beim Kirchgange im Manto sehen.

Die besitzende, das heißt die herrschende Klasse der Eingebornen, denen im Laufe der Zeiten viel europäisches Blut zugeflossen ist, und die sich auch von der Mischung mit den Indianern ferngehalten hat, repräsentiert einen wirklich schönen Menschenschlag. Gerade in den bevorzugten Kreisen Santiagos trifft man Damen, deren äußere Erscheinung blendend ist, die jedem Maler als Vorwurf zu einer Madonna dienen könnten. Aber auch anderswo in Chile, in allen bessern Volksklassen, kann man bildschöne, kleinfüßige Frauengestalten treffen, die Anmut mit einer angeborenen natürlichen Würde vereinen. Und allen Klassen ist etwas chevalereskes eigen. Der größte Lump von Chile ist zuvorkommend, höflich, und der Bandit, der einen im nächsten Augenblick vielleicht beraubt, hinterrücks anfällt — höflich ist er trotzdem. Diese angenehme Eigenschaft, verbunden mit großer Sorglosigkeit, heiterer, fast leichtsinniger Auffassung des Lebens, versöhnt in etwas mit vielen andern, wenig guten Seiten des Volks. Zu diesen gehört besonders die Neigung, Mein und Dein allzuleicht zu verwechseln, und die leider mehr und mehr überhandnehmende Trunksucht. Das sowie schon feurige südländische Blut, durch Alkoholgenuß ins Kochen gebracht, greift dann nur allzugern zum Messer, und die Zahl der dadurch verursachten Morde ist in Chile außerordentlich groß. Daß bei den Messeraffären natürlich auch die Eifersucht eine Rolle spielt, sei hier nur nebenbei erwähnt. Es ist ausgerechnet worden, daß in Chile aller vier Stunden ein Menschenleben gewaltsam vernichtet wird! Sei dem nun, wie ihm wolle, Tatsache ist, daß ich nirgends in der Welt so viel Tote auf Straßen, Plätzen usw. angetroffen habe wie in Chile. Da braucht man sich nicht zu wundern, daß trotz der fabelhaften Fruchtbarkeit der chilenischen Familien — zehn bis zwölf Kinder sind etwas ganz gewöhnliches — die Zahl der Bevölkerung von innen heraus nur sehr langsam anwächst. Allerdings wirken hierbei auch die trotz dem gesundesten Klima unter aller Kritik schlechten hygienischen Verhältnisse des Landes beizumierend mit.

(Fortsetzung folgt)



Mein Freund Prospero

von Henry Harland

(Fortsetzung)



ohn war in einer Gemütsverfassung, die ihn verwirrte und ärgerte. Bis vorgestern war die völlige Abgeschlossenheit, die Abwesenheit aller Menschen seiner Kreise eine der wesentlichsten Ursachen seines Wohlbehagens in Sant' Alessina gewesen, er hatte völlig geschwelgt in dem Genuße seiner Einsamkeit und hatte diese für einen Hauptbestandteil dessen angesehen, was er Lady Blanchemain gegenüber als das ganze gesegnete Ding bezeichnet hatte. Er hatte sein Schloß, seine Gemälde, seinen Garten, er hatte Berg und Tal, die Vögel, die Blumen, die Wolken und